

Christoph Nußbaumer: „Das Herz von allem“

Mammuts im Wilden Westen

Von Katharina Teutsch

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 26.09.2025

Ende des achtzehnten Jahrhunderts begeben sich dreizehn Männer in Nordamerika auf eine Expedition. Ihr Ziel ist es nicht Gold oder Land zu finden, sondern das „American Incognitum“, ein urzeitliches Wesen, das in einem heiligen Tal leben soll, dessen Zugang von den Lakota bewacht wird. Der deutsche Pfarrer John ist mit von der Partie. Doch bald stellen sich Zweifel ein. Auch an der Qualität des Romans.

Vom sogenannten Wilden Westen gibt es in der Populärkultur so viele Bilder und Geschichten, dass man meint, selbst dabei gewesen zu sein, als sich der Osten in Richtung Westen aufmachte, um dort Land, Freiheit und die Voraussetzung für die Freiheit: Gold oder Öl zu finden. Christoph Nußbaumer erzählt in seinem zweiten Roman von einer Expedition in das wilde Herz Amerikas. Zwischen dem Missouri und Mississippi River soll das sagenumwobene „American Incognitum“ leben, ein lebendes Mammut, ein biblisches Behemoth.

Zusammen mit zwölf Männern bricht deswegen der deutsche Pfarrer Johannes Gottstein alias John Gottstein Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu einer Reise in die Prärie auf, um das urzeitliche Tier zu finden und in einem nächsten Schritt ruhmreich zu bezwingen. Ein reicher Schnösel von der Ostküste, den Nußbaumer irgendwo zwischen Citizen Kane und Jay Gatsby angesiedelt hat, finanziert die Expedition.

„Nun, John, lass uns über das Wesentliche sprechen [...]. So wie man früher nach dem Stein der Weisen gesucht hat, wollen wir nach dem Tier der Freiheit fahnden. All diese Aufzeichnungen bezeichnen seine Existenz.“ Als wollte er dem letzten Satz Nachdruck verleihen, schlug er auf eine alte Handschrift, worauf ein paar Staubkörner in die Luft wirbelten. Ich wusste nicht, ob er mich auf den Arm nehmen wollte und was all dies genau zu bedeuten hatte, daher fragte ich einfach: „Was meinst du damit?“

Christoph Nußbaumer

Das Herz von allem

Rowohlt Berlin Verlag, Berlin

448 Seiten

25 Euro

Dem Bezwingler des Monstrums gehört die ganze Welt

Oliver Hancock, so heißt der Mann mit dem Forscherdrang, hat etliche Schriftstücke zusammengetragen, die ihm Beweis genug sind für die Existenz des „größten Tiers der Welt“. Es soll im Gebiet der Lakota Indianer in einem heiligen Tal leben und ein fleischfressendes Monstrum sein. Wer es bezwingt, dem gehört nicht nur Amerika, nein, dem gehört die ganze Welt. Er ist nämlich so etwas wie ein antiker Held, der durch seine Taten von sich reden macht. Der deutsche Pfarrer, ein notorischer Abwäger, bleibt aber skeptisch, was das Zotteltier anbelangt:

„Es war ja nicht so, dass ich Olivers Faszination für das American Incognitum nicht nachvollziehen konnte, aber warum musste man es mit einer so kleinen Gruppe in über eintausendsiebenhundert Meilen Entfernung suchen, in einer Gegend, die kaum je ein Weißer zuvor betreten hatte? Wieso sollte ich dafür mein Leben aufs Spiel setzen? Und warum sollte ich als Geistlicher einem Ungeheuer nachjagen, das dort möglicherweise gar nicht existierte?“

John war nach Amerika gekommen, heißt es weiter, um dort „an guten Entwicklungen mitzuwirken“. Doch waren das gute Entwicklungen?

„Auf welche Weise ist es uns denn für die gute Sache dienlich? Oder anders gefragt: Welchen Nutzen hätte es für die Demokratie und die Freiheit, wenn wir des Behemoths habhaft würden?“

Manieriert und restlos ausbuchstabiert

Mit diesem Satz nimmt die Tragödie dieses Romans ihren Lauf. Denn anders als Nußbaumeders Debüt, das virtuos zwischen Zeiten, Milieus, Figuren und deren Problemen navigierte, ist „Das Herz von allem“ ein biedereres Erzählwerk. In nichts kann Nußbaumeder an die einfühlsame Erzählweise seines Erstlings anknüpfen. Es ist zum einen seine Neigung zur Manier, die das Buch zur Enttäuschung macht. „Wenn wir des Behemoths habhaft würden“: In diesem Puderstil denkt der Geistliche fast alles, (was er denkt).

Zum anderen buchstabiert der Bedenkenträger in diesem Roman jedes einzelne moralische Dilemma in einer Weise aus, dass man sich nur wundern kann, warum hier niemand eingeschritten ist. Geht es um die unrechtmäßige Eroberung der indigenen Lebensräume, von denen Ende des achtzehnten Jahrhunderts sicher noch niemand in dieser schulbuchhaften Weise dachte, steht da:

„Ich wollte wissen, weshalb wir östlich vom Mississippi kaum Herden gesehen hatten. Jerome lachte gallig. ‚Na, weil für den weißen Mann das Bison entweder eine Ware ist oder ein Konkurrent um Weidegründe und Ackerflächen.‘ Ich war auch zuvor nicht naiv, aber der Gedanke an die früher oder später einsetzende Besiedlung der westlichen Gebiete machte mich in dem Moment beklommen. Und wenn ich sehe, wie es heute ist, so hat sich meine Befürchtung bewahrheitet. Die Lebensräume des Bisons werden stetig kleiner.“

Geht es um Seuchen, die zur Zeit der Reise grassieren, werden wir vom Ich-Erzähler, was den damaligen Diskurs betrifft, quasi ahistorisch informiert. Und zwar mit dem schlechten Gewissen von uns Heutigen.

„Erst Jahre später hatte ich mich mit den Pocken und ihren Folgen für die Ureinwohner beschäftigt. Die heimtückische Seuche war aus Europa nach Amerika gekommen, weshalb die meisten Indianer keine Resistenz gegen sie hatten. Einmal in ein Dorf eingeschleppt, waren dessen Bewohner der Krankheit schutzlos ausgeliefert, die oft erst zwei Wochen nach der Ansteckung ausbrach.“

Durchschaubarer Held, durchschaubarer Roman

In diesem Buch passt wirklich nichts zusammen. Selbst die Abenteuer der dreizehn Männer bleiben fad. Pflichtschuldig lotst der Erzähler uns durch einen Eissturm, einen Zweikampf, eine Hundefleischvergiftung und was man sich sonst noch so zuzieht Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf einer langen Reise. Wundert es einen, dass der deutsche Geistliche am Ende das „American Incognito“ als das erkennt, was es immer schon war?

„Wir sind also das Ungeheuer, dachte ich, wir selbst, die wir uns seit Monaten abmühen, es zu finden.“

Nun denn. Ein weiser Mann. Aber sehr durchschaubar. So wie dieser Roman.